

Aus den Briefen Conrad Ferdinand Meyers

Autor(en): **Wiegand, Carl Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus den Briefen Conrad Ferdinand Meyers.*

Ein Exzerpt von Carl Friedrich Wiegand.



Sänzlich unbekannt war uns bis heute der Epistolograph Conrad Ferdinand Meyer nicht, denn einzelnes ist von dem briesschreibenden Künstler schon in die Öffentlichkeit gedrungen. Ungefähr zwei Duzend Zuschriften an Louise von François gab mit den Antworten der Freundin vor einiger Zeit Bettelheim heraus, und einige Schreiben an Adolf Frey brachten im Vorjahre die Süddeutschen Monatshefte. Ermittelt man den Umfang der nun in die Öffentlichkeit gelangenden Publikation (über tausend Druckseiten!) und überblickt man die Zahl der illustren Adressaten, die mit Meyer in schriftlichem Gedankenaustausch standen, so wird man ohne weiteres glauben, daß sich, besonders mit den Antworten der Empfänger eine ganze Anzahl von interessanten Separatpublikationen aus diesen gewichtigen Bänden hätte herauschälen lassen, wie das der Verlag von H. Haessel in diesem Sommer mit dem Meyer-Keller-Briefwechsel tat, den er den Bibliophilen, auf Büttchen abgezogen, präsentierte.

Die vorliegende Brieffolge umfaßt wohl den weitaus größten Teil der Meyerkorrespondenz, wenn auch hier und da ein noch uneröffnetes Briefbündel liegen mag, oder, wie der Herausgeber sich ausdrückt, aus irgendwelchen Gründen „ein Schloß nicht aufging“.

Ich schicke ferner voraus, daß diese Edition verhältnismäßig nur sehr wenige Briefe an Frauen enthält. Daß Meyers in Kilsberg lebende Gemahlin die Briefe ihrer Brautzeit nicht in den Druck gab, ist für jeden Menschen von Takt und Geschmaçk verständlich und billig. Das umfangreichste Zeugnis, wie C. F. Meyer mit einer Frau korrespondierte, hat offenbar Bettelheim mit seiner anziehenden Publikation vorweggenommen. Im übrigen treten nur fünf Frauen in diesen zwei starken Bänden als Briefempfängerinnen auf, und ein Aufsatz C. F. Meyers über Mathilde Escher im Anhang mag nicht unerwähnt bleiben.

Ein einziger Brief geht an ein Fräulein Auguste Bender; er ist ein Musterbeispiel dafür, wie ein menschlich denkender, aufrichtiger Künstler eine Dilettantin über die Tragkraft ihrer Anlage aufklärt. In diesem Briefe wiederholt er den Gedanken, den er gelegentlich so variiert: „Ohne ein Flämmchen Phantasie ist kein Kunstwerk möglich.“

* Am 6. Oktober erscheinen in zwei Bänden bei H. Haessel, Leipzig: „Briefe Conrad Ferdinand Meyers nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen“, herausgegeben von Adolf Frey. Wir sind in der Lage über diese hochinteressante Publikation schon jetzt berichten zu können.
Der Herausgeber.

An Frau Dr. Lina Frey, die er übrigens als ausgezeichnete Kritikerin häufiger erwähnt, gehen einige aufmerksame und herzliche Dankbriefe. Im Hause seines Freundes François Willes lernte der Dichter Frau Anna von Doß kennen, der er in zwei Jahrzehnten ein halbes Duzend Briefe schreibt, die sich nach Ton und Inhalt über die Bedeutung und das allgemein übliche Maß brieflicher Liebenswürdigkeit nicht erheben. Unter dem Briefstoß, der aus dem Nachlasse François Willes dem Herausgeber zur Verfügung gestellt wurde, befinden sich sechs Briefe an Willes Gattin, Frau Eliza Wille, die selbst eine Dichterin war. Diese Briefe geben einen Begriff von der sonnigen Herzlichkeit und tiefen Wärme, deren das Gemüt C. F. Meyers fähig war. Sie zeigen den güldnen Altarschrank seiner eigenartigen Dichterseele zwar nicht weit geöffnet — wer wollte auch sein Tabernakel aus dem Dämmer behutsamer Verwahrung ins helle Licht rücken! — aber eine hohe Seelenkultur erweisen diese wenigen Briefe, die wir wahrlich nicht tiefer einwerten, wenn wir durch eine Fußnote überraschend erfahren, daß Frau Eliza Wille damals das achtzigste Lebensjahr schon überschritten hatte. Erwähne ich noch die Dichterin Betty Paoli, die seinerzeit den „Heiligen“ kritisiert und be- anstandet hatte, und von Meyer u. a. eine Aufklärung darüber empfing, „was durch die Einrahmung der Novelle (Der Heilige) gewonnen wurde“, so habe ich die Briefe, die an Frauen gerichtet sind, bereits kurz erledigt.

Männlich ist die ganze Schreibweise Meyers und von männlichen Dingen wird hier auch durchweg geredet. Kein Sensationenjäger wird in dieser Publikation auf seine Rechnung kommen. Der Dichter schreibt: „Ich habe mir zum Gesetze gemacht, kein Wort zu schreiben noch selbst zu reden, das nicht alle Welt wissen darf, und kann außerhalb dieser Sphäre der Loyalität nicht wohl existieren.“

Da man gewohnt ist, C. F. Meyer mit Keller in einem Atem zu nennen, so liegt der Gedanke nahe, die Briefkunst Meyers an der Gottfried Kellers zu messen. Um jedoch für einen solchen Vergleich den richtigen Maßstab zu gewinnen, muß man einige Erwägungen voraus- schicken. Beide Künstler haben das vor allem gemein, daß sie im Grunde ungern schrieben. In jüngeren Jahren, besonders in Berlin, setzte sich Keller in einer abgewarteten glücklichen Stunde nieder und „fabrizierte“ nach ansehnlicher Wartezeit seine, wie Jakob Bächtold sagt, „Prachts- episteln“ an Hermann Hettner oder für die Heimat. An solchen Brief- tagen schrieb er manchen Bogen voll; er sammelte ungewollt das von der Überfülle einer köstlichen Kraft Abfließende brieflich, und es lag ihm nichts daran, ein abgebrochenes Schreiben tage- oder wochenlang liegen zu lassen, um es gelegentlich mit erneuter und aufgespeicherter Liebe zu vollenden. So entstanden gerundete, vollsaftige Briefe mit funkelnden, farbigen oder bildkräftigen Einzelheiten. Die scharfe Linie

eines Brieffschreibers, der Festigkeit und Partei in jedem geschriebenen Worte erweist, ist in jedem Satze sichtbar, und ein warmes Temperament quillt in diesen Zeilen. Man sieht ein freudeleuchtendes Auge oder die Zornader auf der Schläfe, wenn man diese Briefe liest. Dies aber ist allen, auch selbst kürzeren Schreiben Kellers gemeinsam: Ausdruckskraft, stilistische Schärfe, gedankliche Rundung und eine gewisse bedächtige bildnerische Vollkommenheit.

Ganz anders bei Meyer! In jüngeren Jahren schreibt er, besonders von der Reise, wenn ihm das Herz voll ist, noch größere Briefe. Sie geben Zeugnis von einem an der lateinischen Kultur gebildeten Geiste, von überraschenden, vornehmlich historischen Kenntnissen, von scharfer, künstlerischer Beobachtung, von schlagenden Urteilen, speziell über plastische Kunst, sie erweisen eine vornehme sensible Seele, eine vorsichtige Mäßigung des Ausdrucks, Berbe und Knappheit des Stils und bezeugen den Hang zur objektiven, manchmal sogar etwas temperamentlosen Beurteilung seiner selbst und der Welt. Nur in der französisch geführten Korrespondenz mit seinem Jugendfreunde, Felix Bovet, öffnet er etwas das Geheimschloß seiner vorsichtig gehüteten Verschwiegenheit und gestattet dem Freunde einen tieferen Einblick in ein warmes Menschenherz. Nachdem aber Meyer zu produzieren begann und „des Ruhmes erstes Morgenlicht“ auf seinen Schreibtisch schien, erhöhte sich die Gelegenheit zum Brieffschreiben ungeahnt und so sehr, daß der Dichter, wollte er nicht Kraft und Zeit vergeuden, in berechtigtem künstlerischen Egoismus in allen brieflichen Mitteilungen sich notwendig beschränkte und daher auf kürzeste Form hielt. So findet sich in dieser Brieffolge manche schnell hingeworfene Zeile, die nur autogrammatichen Wert besitzt, eine große Anzahl am Anfang und Ende mit artiger Liebenswürdigkeit beschwinger Blätter, die nur einen einzigen, aber um so gehaltvolleren Satz enthalten oder mehrere Gedanken im Depeschensstil. Und obwohl jedes Ding seine zwei Seiten hat, so sind doch, um mit Uhlands Gattin zu reden, eine runde Zahl der Meyerbriefe nur einseitig. Dazu kommt dann allerdings der Troß einer regulären oder ausgeführten eingehenderen Korrespondenz, z. B. mit dem Verleger Haessel (250 Zuschriften), François Wille (128), Adolf Frey (120), Georg und Friedrich v. Wnß (über 100), J. R. Rahn (über 70) und Hermann Lingg (55 Briefe). Von hohem Interesse sind auch die weniger zahlreichen Briefe an Carl Spitteler, Paul Henze und Gottfried Keller. Durch die Keller-Meyer-Briefe wird dokumentarisch dargetan, daß diese beiden bedeutenden Männer innerlich nichts miteinander zu tun hatten. Über ein geschwelltes Maß von äußerlicher Höflichkeit, die dem Meister Gottfried gelegentlich zu bunt wurde (er unterzeichnete eine Neujahrskarte etwa: „. . . gleiche Wünsche mit Ehrfurcht gesellt“), kam man nicht hinaus.

Meyer, welcher immer der die Freundschaft Suchende war und blieb, sandte seine Bücher an Keller und machte, wie wir wissen, seine jährlichen Besuche, die unerwidert blieben. Später entgegnete Keller die Aufmerksamkeit seines Landsmannes durch Übersendung mehrerer seiner Werke, was C. F. Meyer alsbald mit Genugtuung H. Haessel meldet. Mit seinen Einwendungen gegen bestimmte Einzelheiten in den Meyerschen Werken hält Keller auch brieflich nicht zurück, und auch Meyer vermischt seine briefliche Anerkennung über Kellers Produktionen gelegentlich mit negativem Kritischem, „weil es mit einer Zeile gesagt sein muß“. Die Hochschätzung Meyers für Keller und seine Werke (für die „Leute von Seldwyla“ und die Lyrik obenan) hat niemals nachgelassen, wie er es ausdrücklich in einem offiziell gehaltenen Brief an J. B. Widmann bezeugt. Über seinen persönlichen Verkehr jedoch geben deutlich seine „Erinnerungen an Gottfried Keller“ Aufschluß, die im zweiten Band dieser Briefe wieder abgedruckt sind: „Die Deutsche Dichtung ersucht mich um einige Aufzeichnungen über Keller in der natürlichen Voraussetzung, daß wir uns als Landsleute nahe standen. Das war nun nicht der Fall, doch haben wir uns immerhin gekannt, und es fand zwischen uns ein freundliches Verhältnis statt.“ Und an Haessel geht das verblüffend offene Wort: „Besonders jetzt, da er tot ist, reinigt sich sein Bild für mich völlig von dem Gemeinen, das dem Lebenden anlebte und das durchaus nicht in seinem Wesen lag, sondern aus der Wirtshausumgebung und Weinatmosphäre, zu der er durch den Cölibat verdammt war, herstammte. Wenn sich jetzt der Tote zu einer Nationalgröße auswächst, so ist das für ein Land ein Glück, wo der Respekt immer seltener wird. An seinen sehr edlen patriotischen und tüchtigen Seiten haben die Schweizer zu lernen, und seine Roheiten machen ihn eben populär. Im Grund habe ich ihn lieb gehabt und er mangelt mir geradezu.“

Vielleicht ging es C. F. Meyer, der, obschon er nur wenige Jahre jünger als Keller war, aber erst sehr viel später als jener seinen Goldhort aufdeckte, wie jedem Künstler, der sich aus eigener Kraft seine Position schaffen muß. Dasselbe Schauspiel, Überwindung von Widerständen aller Art, wiederholte sich mit Carl Spitteler, der in den Meyerbriefen natürlich schon eine Rolle spielt, und in unsern Tagen mit Adolf Frey. Obwohl Meyer wiederholt Spittelers hohes Talent beglaubigt, so hat er doch zu einer uneingeschränkten Anerkennung seiner Produktion sich durchzuringen nicht vermocht. An Keller schreibt er 1882: „Ich suche Tandem seine ganz verfluchte neue Mythologie auszureden.“ An anderer Stelle heißt es: „Auch die ‚Gleichnisse‘ sind schön, nur behandeln sie unermüdlich dasselbe Thema.“ Dem Ästhetiker Vischer berichtet er: „Tandems ästhetisches Credo ist natürlich dem meinigen diametral entgegengesetzt. Ich werde einen Versuch machen, ihn nach meinem

Vermögen auf hellere Wege zu führen.“ Dem Verleger Haessel, der eine Arbeit Spittellers herausgegeben hatte, spricht er des öftern über Spitteler: „Lieber würde ich bei ihm mit Menschen von Fleisch und Blut als mit mythologischen Figuren zu tun haben, doch das kann ja werden, und das Talent ist bedeutend. Mir gegenüber hat sich Keller über Tandem sehr maß- und gehaltvoll geäußert.“ Als Spittellers „Schmetterlinge“ in Hamburg erscheinen mußten, Haessel dagegen in derselben Zeit zwei Wertlosigkeiten verlegt hatte, schrieb ihm Meyer: „Ihr weiland Tandem hatte mehr echt poetische Begabung als diese zwei zusammen genommen, wenn ihn auch sein Dämon zwingt, diese hohe Begabung immer verkehrt anzuwenden. Letztes Jahr hatte er in der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘ einen Jean Paulisierenden Roman von mangelhafter Komposition, aber reizendem Detail“. (Es handelt sich um das „Wettfaßten von Heimpligen“.) Über die „Mädchenfeinde“ Spittellers, die 1890 erstmalig in der „N. Z. Z.“ erschienen, schreibt er ebenfalls an Haessel: „Er findet die Einfachheit des Gedankens und des Ausdrucks nicht. Hätte er nur Kellers schlichte Form!“

Um solche Stellen richtig zu beurteilen, muß man im Auge behalten, daß Meyer Spittellers künstlerische Aufwärtsentwicklung eben nicht mehr miterlebt hat. Das eigenartige Faktum soll aber nicht verschwiegen werden, daß Meyer von Anfang an zwar Spittellers großes Talent erkannte, aber keine einzige Zeile über Felix Tandem der Öffentlichkeit übergab. Spitteler hätte dies wohl auch nie verlangt, ja er hielt in seiner damaligen merkwürdigen Stellung zur Publizität eher eine freundschaftliche Feder zurück, als sie zu einer Kritik über sich selbst zu ermuntern, wie das Meyer bei jedem Werke ohne Bedenken mehrfach tat. Es war ein stillschweigendes Übereinkommen Meyers und Kellers, über andere Schweizer Künstler, oder über sich gegenseitig, nicht zu schreiben. (Das hielten unsere Klassiker anders, und die Art, wie sie es taten, will mir bedünken, war im Sinne des Publikums und im Dienste der Kunst noch lange nicht das Schlechteste!) Auch Adolf Frey, der unermüdlich für Meyer in Deutschland und in der Schweiz tätig war, erhielt niemals ein öffentliches Urteil über eines seiner Kunstwerke. Da ich an dieser Stelle schon wiederholt und mit Nachdruck auf Adolf Frey hingewiesen habe, so ist es mir eine wahre Freude, in einigen Briefen Meyers mein eigenes Urteil bestätigt zu finden. Anfangs macht er auch über Adolf Frey seine kritischen Anmerkungen. Er kritisiert in jungen Jahren das etwas harte Deutsch Freys; er warnt ihn vor allzu knapper Schreibweise. Er bittet, in Kritiken den Ton nicht zu scharf zu nehmen; er macht an Einzelausdrücken Ausstellungen, kritisiert wohl ein Gedicht auf das Formelle und nennt in einem Brief an Wille die Dialog-

dichtung „Tod und Bismarck“ hohl. Aber schon von dem jungen Studenten hat der Dichter eine sehr gute Meinung. An Rahn: „Er hat große Anlagen und wäre eine Acquisition!“ An Haessel: „Er bleibt mir persönlich und schriftstellerisch sehr sympathisch.“ Über das Bundesfestspiel: „Die Episode ‚Laupenstreit‘ hat mich entzückt.“ An Stöfel (als es sich um die dichterische Entwerfung großer Freskoszenen für die Feier des sechshundertjährigen Bestehens der Eidgenossenschaft handelte): „Es ist meine Überzeugung: Professor Adolf Frey ist der Mann dazu. Dixi et salvavi animam meam.“ Als „Duß und unterm Rafe“ erschien, schreibt Meyer: „Für Pagina 46 sind meine Beine zu steif.“ Er gewinnt zur Dialektdichtung nur schwer ein Verhältnis, fügt aber gleich hinzu: „Es ist merkwürdig, wie tief Adolf im Volk und Volkslied wurzelt.“ An Wille zur Erstausgabe der „Gedichte“, 1886: „Wollen Sie etwas Schönes lesen? Dann empfehle ich Ihnen Adolfs Freys eben erschienene „Gedichte“, ich dachte, die müßten Ihnen gefallen. Mich haben dieselben geradezu in Erstaunen gesetzt.“ Dreimal kommt er in Zuschriften an Adolf Frey auf diese Publikation zurück. Er hebt an den Gedichten „Wahrheit, Glanz und Stärke“ hervor, bezeichnet sie an anderer Stelle als „Metall“ und fügt später hinzu: „Zuerst zu der virtuosen Form! Eine Mannigfaltigkeit von Klang und Farbe! Von dem eisernen Tritt bis zur größten Anmut, von der Böcklinschen Landschaft bis zur Holländerei. In der Lyrik ist das Schönste und Ergreifendste! Summa: aus dieser Lyrik tritt eine unverstellte Individualität hervor und gewinnt durch ihre Ehrlichkeit.“ Schließlich betont C. F. Meyer noch, daß ihm das „Grelle“ an Frey besonders gefällt, daß ihm das „echt Schweizerische“ so sehr „wohlzut“ und daß ihm Freys Lyrik und Epik einen „vollen und bedeutenden Eindruck“ macht.

Gelegentlich übernimmt Meyer auch ein dichterisches Motiv von Adolf Frey. Und noch eins, was wohl den Allerwenigsten bekannt sein dürfte, diejenigen aber, die den Professor Frey aus seinen kritischen Übungen kennen, nicht überraschen dürfte. Wie François Wille und J. R. Rahn die ungedruckten Novellen mit dem Dichter zusammen prüften und durchgingen, so war Adolf Frey der Kritiker der Meyerschen ungedruckten Lyrik. Nachdem im Jahre 1883 zum ersten Male Meyer brieflich angefragt, ob Adolf Frey hierzu gewillt sei, sendet er fortan regelmäßig seine Entwürfe nach Aarau: „Sie senden sie mir mit einer scharfen Zeile, so scharf als möglich, zurück. Ich habe hier absolut keine Kritik, die mich orientierte, und das ist nicht gut. Vae Soli! —

(Ein Schlußartikel folgt.)

